

Die „Wohltat, keine Wahl zu haben“

Einige Gedanken bei der Lektüre von Schillers „Wallenstein“

Sehr geehrte Damen und Herren –
schwere Stunde – wenn man gefragt wird, ob man die Marbacher Schillerrede halten wolle, ist schlecht Nein sagen. Aber was sagen? Zumal wenn einem das Thema freigestellt ist. Über Schiller müsse die Rede gar nicht gehen – aber hier steht, was mich betrifft, der Zunftstolz doch dagegen. Wie schön, wenn einem ein Thema vorgegeben wäre, so à la über die „Jungfrau von Orleans“ hatten wir noch nichts, das wäre jetzt mal dran. Nein, so war es nicht, aber ich dachte mir: wie wäre es mit „Wallenstein“? Aber warum? Ich könnte eine unernste und eine bedrückende Begründung geben. Zunächst die unernste: Wallenstein war – ein sympathischer, wenn auch für einen Schlachtenlenker eher befremdlicher Zug – ausgesprochen lärmempfindlich. Seltsam, wenn man ein Leben führt voll Kanonendonner, Musketengeknatter, Pferdegewieher, Geschrei angreifender und Gebrüll verwundeter Soldaten. Aber um sein Zelt ließ er Wachen aufmarschieren, die Hunde und Hähne fernhalten sollten. Noch die Mörder Wallensteins wird ein Kammerdiener um Ruhe bitten, weil sie die Treppe so heraufpoltern, aber sie fertigen ihn mit einem: „Freund (...) jetzt ist es Zeit zu lärmern“ ab, wie Schiller in der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ schreibt¹ (im Stück: „Wer darf hier lärmern? Still der Herzog schläft! Freund! Jetzt ist's Zeit zu lärmern!“² – und treten die Tür zu Wallensteins Schlafzimmer ein. Da habe ich während der Niederschrift neidvoll seufzen müssen (wegen der Zeltwachen, versteht sich), denn die nötige Lektüre und anschließende Schreibung war nicht nur von einem augenscheinlich wahnsinnigen Hahn in der Nachbarschaft begleitet worden, sondern auch von morgens bis abends von drei verschiedenen Kettensägen, die ein Waldstück von Unterholz befreiten. Nein also, deshalb nicht.

¹ Friedrich Schiller, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, in: Ders., Historische Schriften und Erzählungen II, herausgegeben von Otto Dann, Frankfurt am Main 2002, S. 379.

² Friedrich Schiller, Wallenstein, ein dramatisches Gedicht. Erster Teil: Wallensteins Lager. Die Piccolomini; Zweiter Teil: Wallensteins Tod, in: Ders., Wallenstein, herausgegeben von Frithjof Stock, Frankfurt am Main 2000, S. 287.

Die zweite, die bedrückende Begründung: Vor einiger Zeit wurde das Grab meines ältesten Halbbruders, Uwe Reemtsma, in der Ukraine ausfindig gemacht, und die Überführung in die Familiengrabstätte, wo mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und die anderen Brüder liegen, in die Wege geleitet. Ich habe mir außerdem das, was im Familienarchiv zu finden war, angesehen. Uwe war, der Nachruf des Internats, in dem er die letzte Zeit vor seiner Einberufung zur Wehrmacht verbrachte, sagt es ziemlich unverblümt, depressiv, fühlte sich von der ihm zugedachten familiären Rolle überfordert – das Internat habe ihm da nicht helfen können. Soldat sei er – vielleicht stimmt's, vielleicht ist's zeitgeistgebundenes Gerede – gern geworden. Zunächst Dänemark, dann Sowjetunion. Dort wurde er in den ersten Wochen bei einem Angriff auf eine noch gut verteidigte Kaserne in den Arm und den Bauch geschossen, lag eine Stunde lang auf der Straße und starb in der Nacht in einem Lazarett. Alldas berichtet der Nachruf – und daß er in einer Schüleraufführung des „Wallenstein“ einen großartigen Max Piccolomini, der, man erinnert sich, eine Art verzweifelten Heldentods stirbt und mit Lorbeer bekränzt aufgebahrt wird, gegeben habe. Man möchte den Verfasser des Nachrufs ohrfeigen: Ist es Gedanken- oder Herzlosigkeit oder beides?

Nein, auch das ist nicht der Grund. Aber diese Koinzidenz ging mir doch sehr im Kopfe herum, verläßt mich nicht ganz, darum erwähne ich sie. – Nein – ich wollte mich an einer Relektüre des großen Monologs aus „Wallensteins Tod“, Erster Aufzug, Vierter Auftritt versuchen – Sie kennen ihn alle oder werden sich zumindest an ihn erinnern – Goethe nannte ihn die „Achse des Stücks“³.

*Wär's möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie's mir beliebt? Ich müßte
Die Tat vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies – das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? –
Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschloßne Sache war es nie.⁴*

So weit zunächst. Die Szenerie, in die diese Worte gestellt sind, ist diese: Zuvor wurde Wallenstein gewarnt, seine Geheimverhandlungen mit den Schweden seien aufgefliegen, er werde sich nicht mehr herausreden können, vielmehr müsse er die Flucht nach vorn wagen. Während Wallenstein, wie zitiert, mit sich selbst spricht, wartet ein schwedischer Gesandter, Oberst Wrangel, vor der Tür. Er wird ihm die Krone Böhmens für den Verrat am Kaiser anbieten.

³ Johann Wolfgang Goethe, Die Piccolomini, in: Ders., Ästhetische Schriften 1771–1805, herausgegeben von Friedmar Apel, Frankfurt am Main 1998, S. 627.

⁴ Schiller, Wallensteins Tod, S. 160.

Hier setzt Goethes Interpretation ein. Zunächst bezieht sie sich auf die Dramaturgie: Ein Charakter eindimensional und geradeheraus sei nicht theaterwirksam. Zweitens stimme Schillers Bühnen-Wallenstein mit dem, was wir, nicht zuletzt durch Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, wüßten, mit dem historischen Wallenstein überein. Goethe fährt fort: „Solange er seiner Pflicht gemäß handelte, reizt ihn der Gedanke, daß er allenfalls mächtig genug sei, sie übertreten zu können. Und in dieser Aussicht auf Willkür glaubt er sich eine Art von Freiheit vorzubereiten; jetzt aber, in dem Augenblick, da er die Pflicht übertritt, fühlt er, daß er einen Schritt zur Knechtschaft tue; denn der Feind, an den er sich anschließen muß, wird ihm ein weit gestrengerer Herr als ihm sonst der rechtmäßige war, ehe er dessen Vertrauen verlor.“⁵

Das steht so nicht im Text, jedenfalls nicht zentral. Zwar zeigt sich in der dem Monolog sich anschließenden Verhandlung der schwedische Wrangel als harter Verhandler, der Bedingungen zu stellen weiß – weiß er doch, daß Wallenstein nicht allein um eine Krone verhandelt, sondern auch um den Kopf darunter. Aber diese Verhandlung findet nach dem Monolog statt. Zwar hat er die Option, König von Böhmen zu werden, bei den ersten Gesprächen von sich aus ins Spiel gebracht – Verhandlungsgegenstand wird sie erst in der Verhandlung mit Wrangel.

... – das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? –
Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschloßne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Bahnlos liegt's hinter mir und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr türmend hemmt.⁶

Die aber ist nicht die Hand der Schweden, in die er sich möglicherweise unbedacht begeben hat, sondern die Lage gegenüber Wien und Kaiser Ferdinand. In der Geschichte der „Dreißigjährigen Krieges“ beschreibt Schiller Wallenstein als einen Spieler, der sich, man verzeihe das Wort, verzockt hat. Es ist zu viel von seinen Gesprächen mit Schweden durchgesickert (nicht zuletzt auf Grund kaiserlicher Spione, und am Ende durch einfachen Verrat derjenigen seiner Offiziere, die Verrat am Kaiser nicht dulden wollen). Mit seiner Begründung dem Kaiser gegenüber, er

⁵ Goethe, S. 627f.

⁶ Schiller, Wallensteins Tod, S. 160.

wolle doch nur Friedensmöglichkeiten sondieren, kommt er nicht mehr durch.⁷ Zudem führte Wallenstein nicht mehr Krieg – „Ganz Deutschland seufzte unter Kriegeslast / Doch Friede war's im Wallensteinischen Lager“⁸ –, er demonstrierte seine Macht, aber setzte sie nicht ein, außerdem hielt er Lager in kaiserlichen bzw. verbündeten Landen, was zu jener Zeit hieß, sie mehr oder weniger zu verwüsten (Er „bezieht sein Winterlager, drückt / Des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer“ – „Wenn es nicht bloß ein Elend mit dem andern / Vertauscht soll haben, muß das arme Land / Von Freund und Feindes Geißel gleich befreit sein“, sagt im Stück der kaiserliche Diplomat Questenberg⁹). Wallenstein war von einer merkwürdigen Sorglosigkeit, was mögliche Reaktionen Wiens anging. Er vertraute auf die Menge und Kraft seiner Truppen – und auf ihre Loyalität. Die Reaktion des Kaisers bestand in dem Versuch, die Wallensteinsche Macht zu schwächen, er befahl ihm, einen Teil seiner Truppen einem anderen Kommandeur zu unterstellen. Das war eine indirekte Kriegserklärung, doch eine Weigerung wäre offene Rebellion gewesen.

Wallensteins Vertrauen in die Loyalität seiner Truppen – im Stück: „Daran erkenn' ich meine Pappenheimer“ (schon gleich nach den ersten Aufführungen war einigen aufgefallen, wie ausgeprägt Schillers Neigung war, den Text immer ins Sentenzenhafte zu kehren, und ein Rezensent sagte die Eignung seiner Texte, künftig als schale Würze für Tischreden herzuhalten, voraus, à la „Spät kommt ihr – Doch ihr kommt!“¹⁰, „Vor Tische las man's anders“¹¹, und das eben Zitierte wird dabei zu „Ich kenne meine Pappenheimer“, wenn der Lehrer einen Schüler beim Mogeln ertappt – ach, *tempi passati*.) – Wallensteins Vertrauen in die Loyalität seiner Truppen gründete, so Schiller, in einem Denkfehler, genauer: in einem Nicht-Verstehen eines grundsätzlichen Mechanismus der Machtausübung: Wallenstein habe nur die instrumentelle Seite der Macht gesehen – die Zahl und die – noch – vorhandene Kommandogewalt, nicht, was letztere jenseits der bloßen Gewohnheit eigentlich ausmachte. Man könnte mit Max Weber sagen, Wallenstein habe nur auf den charismatischen Anteil seiner Machtposition gesehen und den Anteil der traditionellen Legitimität, auf den jener aufbaute, übersehen. Mit Schillers Worten: „Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Scharen behauptete, schrieb er alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst, und wie viel er der *Würde* dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die *legale*

⁷ Schiller, *Geschichte*, S. 355.

⁸ Schiller, *Die Piccolomini*, S. 95.

⁹ Ebd. S. 94, 61.

¹⁰ Schiller, *Die Piccolomini*, S. 57.

¹¹ Ebd. S. 136.

Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen.“¹² Im Stück läßt Schiller Wrangel sagen: „Euer Gnaden sind / Bekannt für einen hohen Kriegesfürsten, / Für einen zweiten Attila und Pyrrhus. / Noch mit Erstaunen redet man davon, / Wie sie vor Jahren, gegen Menschendenken / Ein Heer wie aus dem Nichts hervorgerufen. / Jedemoch –“ Wallenstein unterbricht: „Dennoch?“ Wrangel: „Seine Würden meint, / Ein leichter Ding doch möcht’ es sein, mit Nichts / In’s Feld zu stellen sechzigtausend Krieger, / Als nur ein Sechzigteil davon –“ Wallenstein: „Nun, was? / Nur frei heraus!“ „Zum Treubruch zu verleiten.“ Worauf Wallenstein antwortet, so möge das bei den Schweden sein, die seien Protestanten und Patrioten, aber sein Heer sei weltanschaulich nicht gebunden, und: „Das ist der Auswurf fremder Länder“.¹³

Der Wallenstein des Monologs redet zu sich selbst bemerkenswert anders:

*Und was ist dein Beginnen? Hast du dir’s
Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
Die ruhig, sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
Das wird kein Kampf der Kraft sein mit der Kraft,
Den fürcht’ ich nicht. Mit jedem Gegner wag ich’s,
Den ich kann sehen und in’s Auge fassen,
Der, selbst voll Mut, auch mir den Mut entflammt.
Ein unsichtbarer Feind ist’s, den ich fürchte,
Der in der Menschen Brust mir widersteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich –
Nicht, was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist’s, das ewig Gestrige,*

(daher also diese Phrase)

*Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil’s heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh’ dem, der an den würdig alten Hausrat
Ihm rührt, das teure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau für Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze und du wohnst im Recht,
Und heilig wird’s die Menge dir bewahren.¹⁴*

„Sich förderst in Besitz zu setzen / Das Recht folgt hinten nach“ hieß es ein paar Jahre zuvor in Christoph Martin Wielands „Schach Lolo oder das göttliche Recht der Obrigkeit“ – und

¹² Schiller, Geschichte, S. 365.

¹³ Schiller, Wallensteins Tod, S. 164f.

¹⁴ Ebd. S. 161f.

sinngemäß so natürlich schon bei einigen griechischen Sophisten, aber Wallenstein als Anti-Traditionalist und politischer Philosoph anstatt als Hasardeur und Wirklichkeitverkenner wie in der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ und bereits im nächsten Auftritt Wrangel gegenüber?

In der „Geschichte“ geht es Schiller letztlich um Politik. So, wie Goethe auch auf das Politische achtete und das Motiv von Ehrgeiz und Unabhängigkeit. Der Monolog streift alles dies, erinnert uns daran, weil wir darum wissen, aber ist doch von anderem Schlag.

*Bahnlos liegt's hinter mir und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr türmend hemmt.¹⁵*

Merkwürdig, wie Goethe darauf besteht, Wallensteins Handlungen „rückwärts planvoll“ zu nennen, und den Widerspruch zum „Bahnlos liegt's hinter mir“ und zum – ich werde es gleich zitieren – „was planlos ist geschehen“ zu übergehen oder gar nicht zu bemerken, als habe er zu sehr auf seinen Mephistopheles gehört: „Beim ersten sind wir frei / Beim zweiten sind wir Knechte.“ Nun, wie auch immer. Goethe imputiert der Rede praktische Zweifel, die sich auf nicht bedachte Handlungsfolgen beziehen – und das entspricht, wie dargelegt, im Großen und Ganzen der historischen Darstellung, die Schiller gibt, aber der Monolog ist doch von ganz anderen Selbstzweifeln durchwirkt. Auch hier gab dramaturgisches Raisonement den Ausschlag, vielleicht so, wie Thomas Mann es in seiner Erzählung „Schwere Stunde“ beschreibt, die Schiller nachts am Schreibtisch über dem „Wallenstein“-Manuskript brüten sieht, kurz davor, es aufzugeben: „Der Held war kein Held, er war unedel und kalt! Die Anlage war falsch.“¹⁶

So wäre es wohl gewesen, hätte das Stück am Ende den Self-made-Militär gezeigt, den der Größenwahn schließlich in die politische Mißkalkulation treibt. Er sieht, soweit der (wiedergewonnene) politische Realitätssinn, daß er gegenüber Wien das Odium des Verräters nicht wieder loswird:

*Strafbar erschein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag! Nicht von mir wälzen.*

So weit dies – doch dann so weiter:

*Denn mich verklagt der Doppelsinn des Lebens,
Und – selbst der frommen Quelle reine Tat
Wird der Verdacht, der schlimme, mir vergiften.
Wär ich, wofür ich gelte, der Verräter,
Ich hätte mir den guten Schein gespart,
Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmut Stimme nicht geliebt.*

¹⁵ Ebd. S. 160

¹⁶ Thomas Mann, Schwere Stunde, in: Ders., Frühe Erzählungen, Frankfurt am Main 1981, S. 378.

Der Kritik am Kaiser nämlich

*Der Unschuld,
Des unverführten Willens mir bewußt,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft.*

Das klingt noch, wie einer vor Gericht mag sprechen: Wenn ich das gewollt hätte, hätte ich's doch schlauer angestellt! Nur steht er nicht vor Gericht, allenfalls metaphorisch, denn er ist mit sich allein.

*Gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft –
Kühn war das Wort, weil es die Tat nicht war.
Jetzt werden sie, was planlos ist geschehen,
Weitsehend, planvoll mir zusammen knüpfen,
Und was der Zorn, und was der frohe Mut
Mich sprechen ließ im Überfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe mir vereinen,
Und eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verstummen muß. So hab ich
Mit eignem Netz verderblich mich umstrickt,
Und nur Gewalttat kann es reißend lösen.
Wie anders! da des Mutes freier Trieb
Zur kühnen Tat mich zog, die rauh gebietend
Die Not jetzt, die Erhaltung von mir heischt.
Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit.*

(Sentenz.)

*Nicht ohne Schauer greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnisvolle Urne.*

(dito)

*In meiner Brust war meine Tat noch mein.
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Gunst vertraulich macht.¹⁷*

Seltsam, was Schiller seinem Wallenstein hier zudichtet. Freiheit bestünde, so der, darin, nicht zu handeln und über mögliches Handeln fein stille zu schweigen. Wer redet, gar handelt, verliert die Freiheit und begibt sich in die Hand der Notwendigkeit. Merkwürdiges Raisonement für einen Feldherrn. Jedenfalls dann, wenn er es beklagt. Beklagt man's nicht, ist's ja plausibel und in gewissem Sinne denk- und moralisch notwendig: Sich zu entscheiden, bedeutet, sich zu engagieren, die Offenheit der Situation zu überwinden und in der neugeschaffenen Lage neue Möglichkeiten des Engagements zu entdecken. Sartre hätte zudem Wallensteins Vorstellung, man

¹⁷ Ebd. S. 161f.

könne das Engagement aufschieben, „mauvaise foi“ genannt: Verleugnung des faktisch immer vorhandenen Engagements, in diesem Falle jenes, eine Wahl nicht zu treffen. Wallenstein ist dann plötzlich mit den Folgen seiner Weigerung zu wählen konfrontiert. Seine betonte Abneigung dagegen, etwas schriftlich zu geben („Sie haben Dokumente gegen uns / In Händen, die unwidersprechlich sagen – / Von meiner Handschrift nichts“¹⁸ – „Ich geb nichts Schriftliches von mir, du weißt’s“¹⁹), sein immerneues Vertrösten, noch sei der rechte Zeitpunkt nicht („Die Zeit ist noch nicht da. So sagst du immer. / Wann aber wird es Zeit sein?“²⁰), schließlich sein ewiges Die-Sterne-Konsultieren und Sich-mit-seinem-Astrologen-Besprechen zeigen den zutiefst Handlungsabgeneigten (noch einmal: merkwürdig für einen erfolgreichen Feldherrn), zeigen einen, der ein zutiefst pessimistischer Determinist ist: Als die Gräfin Terzky ihn fragt, ob er nicht an eine Warnungsstimme glaube, „die in Träumen vorbedeutend zu uns spricht“ („Warnungsstimme“, das zitiert Sokrates, der immer davon sprach, er habe eine innere Warnungsstimme, die ihn davon abhalte, Fehler zu begehen), antwortet Wallenstein: „Dergleichen Stimmen gibt’s – Es ist kein Zweifel! / Doch Warnungsstimmen möcht’ ich sie nicht nennen, / Die nur das Unvermeidliche verkünden.“ So habe Heinrich IV. den Mordanschlag Ravailacs vorausgeahnt – und auf sich zukommen lassen.²¹

So zeigt uns Schiller im Stück einen Wallenstein, der an die Freiheit des Handelns nicht glaubt, einmal weil er sich frei nur fühlt, wenn er nicht handelt, und damit zweitens – paradox genug – einen, der die Freiheit seines Wollens nur dann empfindet, wenn sie zu nichts führt. Wenn er erfahren muß, daß das Sich-alle-Möglichkeiten-Offenhalten auch ein Handeln ist, das Konsequenzen zeitigt, erwischt es ihn auf einem Fuße, auf dem er gar nicht zu stehen meinte:

*Wär’s möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie’s mir beliebt?*

Mit diesem gerade durch den Kontrast zu den notwendigen Eigenschaften eines Feldherrn entworfenen Charakterzug des Zauderlichen, der Unvertrautheit mit dem Selbstvertrauen – eine antike Anekdote berichtet von einem römischen Admiral, dem der Augur vor der Schlacht warnend-sorgenvoll berichtet, die Orakelhühner hätten nicht gefressen, der daraufhin die Hühner über Bord wirft mit den Worten: Dann sollen sie eben saufen! – mit der Zudichtung des Nichtverstehens der Tatsache, daß in sehr vielen Lagen das Nicht-mehr-Zurückkönnen eine Folge des Nicht-mehr-Zurückwollens ist, berührt Schiller in seiner Theaterfigur Wallenstein den Zug des Menschen überhaupt, immer wieder an seiner Handlungsfreiheit zu zweifeln und diesen Zweifel in die Frage nach der Willensfreiheit zu kleiden. Auch hierfür gibt es eine alte Anekdote,

¹⁸ Ebd. S. 157.

¹⁹ Ebd. S. 86.

²⁰ Ebd. S. 89.

²¹ Ebd. S. 277f.

diesmal griechisch: Ein überführter Dieb sagt zu seiner Verteidigung, das Schicksal habe ihm bestimmt, zu stehlen, worauf ihm allerdings zur Antwort wird: Wohl möglich, aber dann auch, dafür Prügel zu beziehen. (Das hätte von Schopenhauer stammen können – vielleicht zitiert er es ja irgendwo.)

Dergleichen kommt und geht, individuell und kollektiv. Individuell ist es, glaube ich, auch ein Adoleszenzphänomen. Jene Zeit, in der besonders viel Unklarheit darüber besteht, wer man eigentlich ist und was aus einem wird, ist sehr anfällig für pathetisch vorgetragene Determinismusvorstellungen. Ähnlich die scheinbare Abgeklärtheit des Alters. Und es gibt immer wieder die, die plötzlich entdecken, daß es keine Willensfreiheit gibt, und sich dabei wie Geisteshelden vorkommen. Es können die Besten darunter sein, siehe Schopenhauer. Obwohl der einen Trick erfinden mußte, denn wie kann einer dem Menschen schlechthin gram sein, wenn der gar nicht frei ist, anders zu wollen und zu handeln, als er eben will und handelt? Schopenhauer verlegt die Freiheit in eine andere Seinsregion. Frei ist der Mensch darin, was er ist, nicht in dem, was er will und tut, das nämlich hängt ab von dem, was er ist. Für das, was er ist, ist er aber verantwortlich und kann dafür verantwortlich gemacht werden. (Das ist keine bloß krude Schreibtischgeburt, wie sie klingt, wenn in dieser Verkürzung dargestellt.) – Aber darum soll es hier nicht gehen.

Wir alle sind Zeugen einer Debatte über Willensfreiheit geworden, die vor nicht allzu langer Zeit die Feuilletons in ihren Bann zog. Treibende Kraft war die Ambition der Neurobiologie auf eine Leitwissenschaft. Solche Ambitionen gibt es, seit die Theologie im 18. Jahrhundert (für Deutschland vielleicht das entscheidende Datum: Lessings Streit mit Goeze über Historiographie und Philologie als selbständige Disziplinen, die sich die Einreden der Theologie verbitten dürfen) – seit die Theologie im 18. Jahrhundert die Rolle als Leitdisziplin eingeübt hatte. Es folgte die Philosophie als Erkenntnistheorie – was aber außerhalb der philosophischen Seminare niemand ernstnahm –, im Nachgang zu Hegel die Proklamation der Historiographie durch Marx, versuchsweise abgelöst durch die Ökonomie (was aber jenseits der Marxisten niemand ernstnahm), im 20. Jahrhundert die Physik, was wegen der frappierenden Nachrichten über Relativität von Raum und Zeit viele ernstnahmen, auch wenn sie kaum verstanden, worum es eigentlich ging, dann wegen der spektakulären technischen Anwendung (Hiroshima), schließlich eben die Neurobiologie – die letzteren beiden Disziplinen in der Öffentlichkeit gestützt vornehmlich nicht durch Hinweise auf ihre tatsächlichen, unbestreitbaren Erfolge, sondern auf haltlose Versprechungen. Diese Versprechungen bestanden nicht nur in Behauptungen wie: in wenigen Jahren (so um 1970) gibt es keine Energieversorgungsprobleme mehr, und es wird 2010 keine Erbkrankheiten mehr geben, sondern auch darin, die großen philosophischen Probleme, die die Menschen umgetrieben haben, wären nunmehr auf

wissenschaftlicher Basis im Handumdrehen zu klären. So tönte es denn lautstark: Es gibt keinen freien Willen, weil das, was wir wollen, durch unsere Hirnvorgänge determiniert ist.

Ich will mich nicht damit aufhalten, daß die Teilnehmer an dieser Diskussion, die aus den Neurowissenschaften stammten, eine erstaunliche Unbildung, was die philosophische Debatte anging, aufwiesen (erstaunlich übrigens nur hinsichtlich der Ambition). Ähnliches galt (was die Feuilletons anging) auch für ihre Opponenten. So hat sich (in den Beiträgen, die mir untergekommen sind) niemand mit dem Argument Voltaires beschäftigt, Diskussionen dieser Art seien per se ein aufgelegter Unsinn. Freiheit bedeute, tun zu können, was man wolle (und nicht mehr oder weniger gewaltsam daran gehindert zu werden). „Willensfreiheit“ suggeriere, daß man sich aussuchen könne, was man wolle, daß man gewissermaßen wollen wolle. Das sei (so würden wir heute sagen) sprachlicher Unfug. Man „will“ ebenso, wie man denkt – ohne was dahinter. Man tut es. Man denkt sich nicht vorher aus, was man als nächstes denkt, und man läßt nicht Revue passieren, was man alles wollen könne, und sucht sich das aus, was man dann wirklich will. Die Freiheit des Gedankens besteht darin, aussprechen zu können, was man für richtig hält – ist also Redefreiheit – die Freiheit des Willens darin, tun zu können, was man will, ist also Handlungsfreiheit. Ende der Debatte.

Dazu kommt ein Weiteres (auch dieses Argument habe ich nicht diskutiert gefunden). Naturwissenschaftler, die sich mit Denken und Wollen (Vorstellen, Phantasieren etc.) beschäftigen, sind in der Regel – vernünftigerweise – Monisten. Das heißt, sie gehen davon aus, daß Gedanken, Vorsätze, Handlungsimpulse usw. prinzipiell als Hirnvorgänge beschreibbar sein müßten,²² auch wenn die Hirnforschung noch ungeheuer weit davon entfernt ist, das tun zu können, und es vielleicht nie wird tun können. Letzteres Defizit ist aber kein Einwand. Das Argument lautet nur: Warum sollten wir jenseits unseres Hirnes eine weitere Instanz annehmen, die „eigentlich“ denkt, will etc. – wozu sollte es gut sein, so etwas anzunehmen? Was gewinnen wir, wenn wir Dualisten sein möchten (Occam läßt grüßen)? Was solche vernünftigen Monisten übersehen, ist, daß damit der Leugnung eines freien Willens der Boden entzogen ist.

Immer wenn ich von „determinieren“ spreche, muß ich Auskunft geben können, was was determiniert. Und das heißt, ich muß eine dualistische Position voraussetzen. Nur eben nicht, daß eine ominöse Instanz „hinter“ meinen Hirnvorgängen die eigentliche Arbeit tut (bzw. diese zu ihrer Arbeit anhält), sondern daß die Hirnvorgänge eine ebenso ominöse Instanz determinieren, die mein „Wollen“ ist. Oft gelesene Formulierung: „Nicht ich will, sondern mein Hirn will.“ Wo soll dieses „Ich“ denn stecken und was in aller Welt soll es sein? Sollte es so sein, daß Hirnforscher mit ihrem eigenen Hirn fremdeln, daß sie es als eine fremde Instanz, als etwas wie

²² Es sei denn, wir nennen diejenigen Dua- oder Pluralisten, die darauf hinweisen, daß es stets mehrere, prinzipiell gleichwertige Beschreibungssprachen gibt. Aber normalerweise nennt man die „Monisten“, denen es darum geht, daß die verschiedenen Beschreibungssprachen sich auf *dasselbe* beziehen.

ein Implantat, das uns tun macht, was wir eben tun, empfinden? Aber daß solche befremdlichen Sätze à la „Nicht ich, sondern mein Hirn“ so viel Aufmerksamkeit und Aufregung auslösen, zeigt, daß hier eine Grundbeunruhigung angesprochen wird. Wie ist die zu verstehen?

Warum akzeptiert man nicht einfach den Voltaireschen Gedanken, mit dem Wollen sei es wie mit dem Denken, es geschehe eben, es sei nichts dahinter, kein Denken hinter dem Denken, kein Wollen hinter dem Wollen, und also sei das Gerede von der vorhandenen oder nicht vorhandenen Freiheit entweder Unfug oder meine im Grunde etwas anderes? Ich glaube, man muß es so verstehen: Wir „denken“ gar nicht im Sinne eines geordneten Vorgangs (das gilt fürs Wollen ebenso); das Denken ist ein unbewußter, man ist versucht zu sagen: bewußtloser Vorgang. Erst wenn wir Gedachtes artikulieren, sind wir zu kommunikationsermöglichender Ordnung genötigt – und da gibt es eine Zwischenstufe: wir durchlaufen ein Stadium der (stummen) Probeformulierung – das ist es, was auf dem Theater als Gedankenmonolog erscheint.

*Wär's möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie's mir beliebt?*

Das ist ja nicht „gedacht“, das ist aus dem Chaos der Gedanken (die ja nie von Empfindungen und Affekten zu trennen sind) Destilliertes, das einer vor sich hin spricht oder stumm in sich reden läßt. Wird es laut, und zwar zu einem anderen, so mag der nachfragen, vielleicht sogar mit der Formulierung: warum denkst du sowas? Gemeint ist aber: warum hältst du das für richtig? Befragt werden niemals Gedanken, denn die „fliehen vorbei wie flüchtige Schatten“, sondern Äußerungen oder Behauptungen und die damit verbundenen Ansprüche auf Triftigkeit und Geltung.

Mit dem Wollen ist es im Grunde das Nämliche. Wollen befragt man nicht, sondern seine Transformation in einen Wunsch, ein Begehren, eine Aufforderung, einen Befehl. Nicht: warum willst du das? (darüber ist gar keine Auskunft zu geben), sondern: warum sollen wir deinem Wunsch entgegenkommen (oder ihn auch nur tolerieren)? Und da liegt der Unterschied: Im ersteren Falle geht es (nur) um Plausibilität, im ärgsten Fall um Wahrheit, im zweiten Fall betrifft es praktische Dimensionen des Lebens anderer, geht also um Legitimationen. Das muß gelernt werden. Fragt man ein Kind in einem bestimmten Alter, das sagt: Ich will dies-und-das!, mit: Warum willst du das?, antwortet es vollkommen plausibel und korrekt: Weil ich das eben will! Später lernt es, daß solche Auskunft nicht das ist, was man von sozialer Kommunikation erwartet, und es lernt, daß man einen legitimatorischen Sprechakt erwartet. Dies lernt es so gründlich, daß es mit der Zeit sein chaotisches Wollen mit diesen Sprechakten verwechselt.

Diese Verwechslung geht bis in die Psychologie, die Historiographie, die Wahrheitsfindung vor Gericht hinein. Man spricht dort von „Motiven“. Als ob es dergleichen gebe: etwas Innerseelisches, nach dem man nur ausdauernd und methodisch ausgefuchst

forschen müsse, damit es endlich an den Tag komme. Dabei sind „Motive“ nichts als die in bestimmten sozialen Kontexten akzeptierten Legitimationen – oder das Bestreiten ihrer. Wenn Sie mich fragen, warum ich hier spreche, würden Sie es nicht akzeptieren (oder allenfalls als Kokettiererei), wenn ich sagte: purer Narzißmus. Sie wollen etwas zur Sache hören. Wenn ich auf der Couch eines Psychoanalytikers meine Antwort an Sie wiederhole, wird er das Thema der psychischen Rationalisierung anschlagen.

„Dies lernt es (das Kind) so gründlich, daß es mit der Zeit sein chaotisches Wollen mit diesen Sprechakten verwechselt“, habe ich eben gesagt, und ich muß ergänzen: diese Verwechslung kann die Form annehmen, daß jenes diese determiniere – in der neurobiologischen Feuilleton-Terminologie: daß mein Hirn (oder meine Motive) meine Äußerungen determiniere(n). – Die Verwirrung ist beträchtlich, aber letztlich nur ein Beleg dafür, daß der Mensch sich mit sich nicht auskennt, dieses Sich-mit-sich-nicht-Auskennen allerlei sprachliche, darunter akademische Formen annimmt und es wiederum ziemlich viel Mühe kostet, das aufgeregte Chaos ein wenig aufzuräumen.

Schiller, wie gesagt, läßt seinen Wallenstein sein Problem, nicht beliebig handeln zu können – nicht beliebig jedenfalls in Hinsicht auf die Erfolgchancen – einmal beantworten mit ostentativem Nicht-Handeln („Der Zeitpunkt ist noch nicht da“), was seine Offiziere an den Rand der Verzweiflung führt, dann aber, wenn doch gehandelt werden muß, ohne Darlegung von Gründen (es sei denn, er will, was immer wieder vorkommt, jemanden umgarnen, wie gegen Ende des Stücks die Pappenheimer, die aber das Gerede abschütteln und das Feuer eröffnen), sondern mit dem steten Rekurs auf die Determiniertheit von Willen und Handeln. Es ist ein permanenter Revisionsprozeß gegen das Zur-Freiheit-verurteilt-Sein. Und: weil die Begründungsrhetorik immer wieder als beliebige Propaganda entlarvt wird – überhaupt gibt es wenige Stücke, in denen so ausdauernd gelogen und geheuchelt wird wie im „Wallenstein“ (von der Titelfigur und fast allen andern, Ausnahme: die Frauen, die, wenn sie nicht verliebt sind, sich im Zustande andauernden Schreckens befinden, und Max Piccolomini, die Gegen- und Komplementärfigur zu Wallenstein) –, wird auch die kindlich denn doch zumeist gelernte Lektion, daß für ein soziales Zusammenleben das Ernstnehmen von Debatten um Legitimationen unabdingbar ist, mit stets erneutem Fleiß dementiert.

*Ich geb nichts Schriftliches von mir, du weißt's.
Woran erkennt man aber deinen Ernst (...)
Was du bisher verhandelt mit dem Feind,
Hätt' alles auch recht gut geschehn sein können,
Wenn du nichts mehr damit gewollt, als ihn
Zum Besten haben.
Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum Besten habe? Daß ich nicht euch alle
Zum Besten habe? Kennst du mich so gut?*

*Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerstes
Dir aufgetan*²³

Das ist mit der Wahrheit lügen und dort etwas versteckt halten, wo nichts ist. Ob mit Absicht oder unter der Hand – Schiller gerät sein Wallenstein, der Gefürchtete, Geliebte, der stets bedrohte Sieger zu einer Seele in Not, die sich sogar lieber lächerlich macht, als die Sphinxrolle zu verlassen. Als der schwedische Gesandte Wrangel gegangen ist, fragt man ihn:

*Ist's richtig?
Seid ihr einig?
Dieser Schwede
Ging ganz zufrieden fort. Ja, ihr seid einig.
Hört! Noch ist nichts geschehn, und – wohl erwogen,
Ich will es lieber doch nicht tun.*²⁴

*Der Herzog will nicht.
Will nicht, was er muß?*²⁵

Aber dieses Müssen muß für den Wallenstein des Dichters – dem Historiker ist ja geraten, was solche Interpretationen angeht, abstinenz zu bleiben – von anderm Schlage sein als ein Wollen aus Einsicht in unterschiedliche plausible Handlungsoptionen.

*Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz
In uns ist sein gebietrischer Vollzieher.*²⁶

Gar von der

*Wohltat, keine Wahl zu haben*²⁷

spricht er,

*Es gibt keinen Zufall*²⁸

die

innre Welt

sei

*notwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln*²⁹

Dergleichen springt sogar auf seinen Mörder, den in seiner Ehre gekränkten und um seinen Lohn (den Grafentitel) betrogenen Buttler, über:

*nicht mein Haß macht mich zu seinem Mörder,
Sein böses Schicksal ist's (...)*

²³ Schiller, Die Piccolomini, S. 86.

²⁴ Schiller, Wallensteins Tod, S. 169.

²⁵ Ebd. S. 170.

²⁶ Ebd. S. 176.

²⁷ Ebd. S. 178.

²⁸ Ebd. S. 185.

²⁹ Ebd. S. 186.

*Es denkt der Mensch die freie Tat zu tun,
Umsonst! Er ist das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm schnell
Die furchtbare Notwendigkeit erschafft.³⁰*

Da war, nota bene, der Killer von München noch ehrlicher: „Wegen euch wurde ich gemobbt, sieben Jahre lang. Und jetzt mußte ich ’ne Waffe kaufen, um euch alle abzuknallen.“³¹ Aber auch er: „mußte“. Es ist in den letzten Jahren an einigen wenigen Orten angemerkt worden, daß das Bemühen, bestimmte Gewalttaten zu, wie man sagt, „erklären“, dem Versuch gleichkommt, in unsere Versuche, die Welt (und damit auch solche Taten) zu verstehen, etwas wie einen Second-hand-Platonismus einzuführen, hinter der Tat eine eigentliche (eigentlich gemeinte) Tat zu suchen. „Wer sich“, schreibt der Psychoanalytiker Martin Altmeyer, „auf diese Suche begibt, hat sich dafür entschieden, das Gewaltphänomen selbst zu ignorieren und dem wirklichen Akteur die Zurechenbarkeit seiner Tat zu bestreiten. Unter der Hand wird er zu einer Marionette gemacht, an der andere ziehen, nur er selbst nicht. Wir gewähren damit dem Gewalttäter jenen Bonus an Unverantwortlichkeit, den er sich selbst längst zugeschrieben hat. Er fühlt sich als Opfer von anderen, die als die wahren Täter auf die Anklagebank gehören.“³²

Die Verführungskraft eingebildeter Unfreiheit ist groß – bei denen, die sie für sich reklamieren, und bei denen, die nach irgendwelchen Erklärungen suchen. In Schillers „Wallenstein“ hat man irgendwann das Gefühl, von Somnambulen umgeben zu sein. Gefährlichen allerdings. Wie zuweilen in der Wirklichkeit. Schiller hat seinen Stoff, den er in Form der historiographischen Abhandlung durchaus nüchtern hielt, aus – einsichtigen – dramaturgischen Gründen psychologisiert und anhand des Bühnenpersonals mit anthropologischen Hinweisen durchschossen. Niemand ist wohl gänzlich gefeit gegen die Versuchungen, sich in die Idee der Determiniertheit zu vergaffen und dumme Redensarten wie „Werde, der du bist!“ mit heroischem Unterton zu sprechen oder zuweilen an dem, wie es Odo Marquard genannt hat, „Schrumpftelos“ der Authentizität etwas zu finden, weil man doch bei den größten Dummheiten immer noch sagen kann, man sei „wenigstens authentisch“ gewesen. Und damit – ist man doch, wie man meint, nicht frei, zu sein, der man ist – weist man alle Verantwortung von sich. Variante: nicht ich war’s – mein Hirn ist’s gewesen.

Kurz bevor Wallenstein ins Bett geht – „Ich denke einen langen Schlaf zu tun“³³ (aus dem er dann gewaltsam geweckt wird) –, hört er – Lärm. „Ich höre rauschende Musik, das Schloß ist / Von Lichtern hell. Wer sind die Fröhlichen? / Dem Grafen Terzky und dem Feldmarschall /

³⁰ Ebd. S. 255.

³¹ Zitiert aus: Martin Altmeyer, Morden im Rampenlicht. Über die öffentliche Inszenierung von Allmacht und Größenwahn, in: Der Spiegel, 30.7.2016, S. 122.

³² Ebd.

³³ Schiller, Wallensteins Tod, S. 284.

Wird ein Bankett gegeben auf dem Schloß.“ Und es folgt meine Liebblingssentenz, um derer willen Sie mir den Ausflug an den Anfang dieses Vortrags verzeihen mögen: „Dies Geschlecht / Kann sich nicht anders freuen, als bei Tisch.“³⁴

Max Piccolomini, habe ich vorhin gesagt, ist die Gegen- und Komplementärfigur zu Wallenstein. Gegenfigur ist er übrigens fast zu dem gesamten männlichen Personal. Er ist weder von Grund auf verlogen und/oder voll Ressentiment oder engstirnig. Hin-und-her-gerissen ist er zwischen dem Vater und dem väterlichen Freund – beide sind Verräter, der Freund am Kaiser, der Vater am Freund. Als Held ist er frühreif, den Vater haut er schon raus vor der ersten Rasur,³⁵ als Jungerwachsener ist er der Einzige, dem am Frieden etwas liegt („Den blut’gen Lorbeer geb’ ich hin in Frieden“³⁶), fromm ist er, zumindest kann er religiös schwärmen³⁷ (sonst interessiert sich mitten in diesem durch maligne Religiosität legitimierten Krieg für Religion kaum einer – ohne daß allerdings – zu diesem Zeitpunkt – Nutzen daraus gezogen würde).

Komplementärfigur ist er durch dieses Anders-Sein. Backte man aus ihm und Wallenstein nach Art der aristophanischen Kugelmenschen, von denen man in Platons „Symposion“ lesen kann, einen kompletten Menschen – es wäre weder ein so zweifelhafter interessanter Charakter wie Wallenstein noch ein so langweiliges Oblatenbildchen wie Max. Max ist natürlich Kavallerist. Eine fatale Waffengattung vom Mittelalter bis Waterloo: Sie war dazu da, von oben auf die Köpfe der Infanteristen einzuschlagen, eine Tätigkeit, die sich hebend auf das Standesbewußtsein auswirkte. Ihm übrigens wird von der geliebten Frau im Augenblick der Ratlosigkeit (zu wem soll er halten?) Authentizität angesonnen: Er möge doch ganz er selbst sein. Er folgt dann seiner Bühnenbestimmung („Oh Max, ich seh dich niemals wiederkehren“³⁸) und galoppiert in den Tod.

Daß mein Bruder, bevor er zur Wehrmacht eingezogen wurde, den Max Piccolomini auf der Internatsbühne spielte, ist Zufall. Selbstverständlich gibt es Zufälle, sie machen die Summe des Lebens und Sterbens aus. Daß ihn in der Ukraine eine Kugel traf, war Zufall, auch wenn gezielt geschossen wurde. Kein Zufall war die Geschmacklosigkeit des Nachrufs im Internatsblatt. Der Verfasser hätte sie sich nämlich schenken können. Ich vermute, er war von der eigenen Schreibung ergriffen. Oder war er verführt durch den Satz des Octavio Piccolomini, der seinem Sohn versichert, er sei bei der nächsten militärischen Aktion in guter Gemeinschaft: sie „sind dem Eide treu, / Und werden lieber tapfer streitend fallen, / Als von dem Führer weichen und der Ehre“³⁹?

Ich danke Ihnen.

³⁴ Ebd. S. 279.

³⁵ Schiller, Die Piccolomini, S. 58.

³⁶ Ebd. S. 72.

³⁷ Ebd. S. 106.

³⁸ Ebd. S. 197.

³⁹ Schiller, Wallensteins Tod, S. 197.